

Ignaz Miller

1918

Der Weg zum Frieden

**Europa und das Ende
des Ersten Weltkriegs**

NZZ LIBRO E-Book

NZZ Libro

Ignaz Miller

1918

Der Weg

zum

Frieden

**Europa und das Ende
des Ersten Weltkriegs**

NZZ LIBRO E-Book

NZZ Libro

Ignaz Miller

1918 - der Weg zum Frieden

Europa und das Ende des Ersten Weltkriegs

NZZ Libro

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 NZZ Libro, Schwabe Verlagsgruppe AG

Der Text des E-Books folgt der gedruckten 1. Auflage 2019 (ISBN 978-3-03810-372-1)

Lektorat: Thomas Heuer, Basel

Titelgestaltung: TGG Hafen Senn Stieger, St. Gallen

Datenkonvertierung: CPI books GmbH, Leck

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werks oder von Teilen dieses Werks ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

ISBN E-Book 978-3-03810-411-7

www.nzz-libro.ch

NZZ Libro ist ein Imprint der Schwabe Verlagsgruppe AG.

Inhalt

1

Das lange Ende und ein bekannter Anfang

2

Die menschenopfernden Generäle auf der Suche nach einem Sieg

3

Die alternden Egoisten, die Tausende opferten

4

Midinettes und Industrielle retten den Krieg

5

1917: das Jahr, in dem Deutschland (fast) alles gelang

6

Torpedierung der Schifffahrt und die Folgen

7

Die unterschätzten USA und ein ausserordentlicher Präsident

8

Wenn rumänische Zöllner einen Wanderzirkus kontrollieren

9

Lenins Reise von Zürich nach St. Petersburg

10

Ein Klima der Unaufrichtigkeit: Hindenburg, Ludendorff, die Presse und die Meinungssteuerung

11

Der deutsche Traum vom Osten

12

Der Friedensvertrag der Illusionen: Brest-Litowsk

13

Kräfte und Versorgung

14

Die Industrialisierung des Kriegs

15

Die Parlamentarier werden wach

16

Unter dem Diktat der OHL

17

Anläufe zur Besinnung

18

Die Meutereien in der französischen Armee und deren Erneuerung

19

Ein gemeinsames Oberkommando und ein beratender Generalstabschef für die Regierung

20

Keine Niederlage, sondern ein Generalstreik: Caporetto

21

Zwei überragende Staatsmänner

22

Nach dem Ausstieg Russlands: im Vorfeld der deutschen Offensive 1918

23

Eine Entscheidungsoffensive mit vielversprechendem Anfang und unerwünschtem Ausgang

24

Ein Finale mit amerikanischer Hilfe und Ludendorffs Nervenzusammenbruch

25

Die Attacke auf den weichen Teil der deutschen Front im Süden

26

Österreich-Ungarn am Ende

27

Die unbelasteten Kräfte der Demokratie

28

Die Stunde der Liquidierer

29

Der Erfolg des Waffenstillstands

30

Besser als sein Ruf: Der Friedensvertrag von Versailles

Anhang

Anmerkungen

Quellen und Literatur



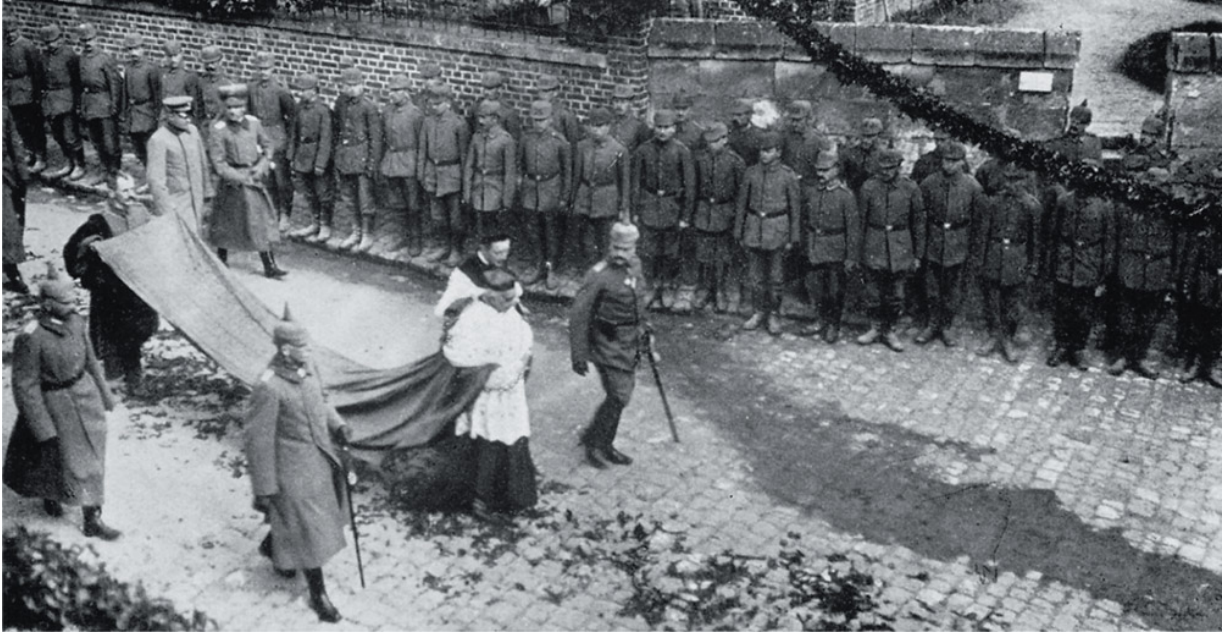
1 Der Waffenstillstand. Aquarell von André Fraye, 1918. Fraye war selber Soldat gewesen und hinterliess zahlreiche Skizzenbücher. © Coll. La contemporaine.



2 75-mm-Geschütz in Feuerstellung. Die Pferde waren bereits in Deckung. In der fahrenden Artillerie war es immer der Ehrgeiz, den ersten Schuss bereits auszulösen, bevor die Fahrer mit den Rössern in Deckung waren. © Maurice-Louis Branger/Roger-Violett/Keystone.



3 Georges Clemenceau: Ungeachtet seiner bald 80 Jahre machte der Ministerpräsident und Kriegsminister es sich zur Pflicht, die Front intensiv zu bereisen und die Soldaten in den Schützengräben aufzusuchen. Rechts von ihm General Henri Mordacq, sein Kabinettschef. Mordacq publizierte seine Aufzeichnungen über die Jahre mit dem Regierungschef unter dem Titel: Le Ministère Clemenceau. © Roger-Violett



4 Der Kölner Erzbischof Felix Kardinal von Hartmann läuft mit einem Schleppenträger eine Ehrenkompanie ab. Den Einwohnern von Laon blieb der Kardinal nach seiner Predigt in nachhaltiger Erinnerung: «Die Franzosen, dieses gottlose Volk, muss man alle umbringen.» Hist. Archiv d. Erzbistums Köln.



5 Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson war in wenigen Jahren vom Rektor der Universität Princeton zum Gouverneur von New Jersey und danach gleich ins Weisse Haus gewählt worden. Aufgestellt hatten ihn die Gewerkschafter der Tammany-Society. © Corbis.



6 Wilhelm II. in der Uniform der Leib-Husaren, auch Totenkopfhusaren genannt. Bild um 1901. © Corbis.



7 Der Chef des britischen Expeditionskorps, Douglas Haig, entstammte einer Dynastie von schottischen Whiskey-Distillern, war bei Hofe und in der Presse gut gelitten und bevorzugte servile Mitarbeiter. Bild von William Orpen © Imperial War Museum.



8 Feldmarschall Ferdinand Foch, der alliierte Oberbefehlshaber, war ein anerkannter Stratege, in dem Erich Ludendorff seinen Meister fand. Statt dessen System der wuchtig vorgetragenen strategischen Keile aufzunehmen («Wir hauen ein Loch in die Front»), griff Foch auf breiter Front an und nahm Ludendorff damit die Möglichkeit, Schwerpunkte zu bilden. Bild von William Orpen © Imperial War Museum.



9 Die Unterzeichnung des Friedensvertrags im Spiegelsaal in Versailles. Im Vordergrund im Stuhl Johannes Bell, deutscher Minister für Verkehr und Bau. Gegenüber Woodrow Wilson, Georges Clemenceau, Lloyd George. Links weiter Colonel House und Jan Smuts in Uniform. Bild von William Orpen © Imperial War Museum.

1

Das lange Ende und ein bekannter Anfang

«Von einem Krieg weiss man immer nur, wie er anfängt», meinte Charles de Gaulle einmal. Manchmal weiss man nicht einmal das. In Deutschland spezialisierte sich eine organisierte, regierungsamtlich geförderte Geschichtsschreibung darauf, den Nachweis zu führen, nicht für den Ersten Weltkrieg verantwortlich gewesen zu sein. Mit dem australischen Historiker Christopher Clark findet sie ihre bejubelte Fortsetzung. Diese Tradition reicht zurück bis zur organisierten Meinung durch das Auswärtige Amt in der Weimarer Republik. Dass sie von Staats wegen herbeigeführt wurde, macht sie nicht glaubwürdiger.

Zur Erklärung des Ersten Weltkriegs könnte man mit dem grossen britischen Historiker Eric Hobsbawm die Ursachen in einem unverdauten Imperialismus orten. Das war auf höherem Niveau die deutsche Meinung, alle Staaten seien verantwortlich gewesen.

Da bliebe aber noch die Frage nach der Sonderstellung des deutschen Kaiserreichs in einer liberalen Staatenwelt, dem Modell des 19. Jahrhunderts. Giuseppe Mazzini und Victor Hugo waren die beiden grossen Vorläufer. In mehr als gewisser Weise knüpft die heutige EU an diese Staatenwelt des 19. Jahrhunderts an. Sie integriert beiläufig auch das grosse Deutschland. Dass es sich die längste Zeit des 20. Jahrhunderts nicht hat integrieren

lassen, sondern lieber auf seinem Gewaltweg beharrte, ist unübersehbar.

Gab es womöglich eine unterschiedliche Einstellung zur Gewalt? Waren der Frankreichfeldzug und der Beschuss von Paris 1871 nicht gewissermassen symptomatisch? Während Victor Hugo mit Giuseppe Mazzini noch an ein Vereintes Europa mit Paris als Hauptstadt glaubte?

Erklärungsversuche weisen gerne zurück. In den vorhergehenden Generationen die Gründe für die späteren zu suchen und zu finden, ist gern geübte Eigenart der Gewohnheit der Historiker. Erklärungsversuche bleiben mit Vorliebe am 19. Jahrhundert hängen, an seinem Historismus, seiner Angst vor der Dekadenz, seiner plakativen Schreckensvision eines untergehenden Roms, am liebsten ledergebunden und mehrbändig in üppiger Ausstattung. Dazu eine tiefe Sorge der »beati possidentes« vor einer sozialen Bedrohung. Dieses 19. Jahrhundert verlief im Blick zurück weitgehend parallel von Bordeaux bis Frankfurt a. O.

Insofern gibt ein historistisch angehauchter Imperialismus zur Erklärung für den Ersten Weltkrieg nur bedingt verwertbare Motive her. Sicher auch nicht ein Viollet-le-Duc oder eine allenthalben aufschliessende Burgenromantik.

Die Erklärungen zielen gerne auf den Nationalismus. Aber litten alle darunter? Jakob Buckhardt (1818–1897) hatte die Grossstaaten alle im Verdacht, zu einer Gewaltpolitik fähig zu sein, um innenpolitische Ambitionen zu befriedigen.

Wie schaut es neben dem artverwandten Imperialismus mit dem Liberalismus aus? Das Rote Kreuz war sicher kein Ausweis einer militanten Tendenz. Ebenso wenig die Haager Friedensordnung. Oder andere Anläufe, das Staatensystem sicherer zu machen. In Deutschland wurde ihnen nie wirklich applaudiert. Wie Staatssekretär (Aussenminister) von Jagow dem amerikanischen Botschafter erklärte, «war Deutschlands bestes Asset in einem Krieg die Bereitschaft zu einem plötzlichen, überwältigenden Schlag».¹ Genau deswegen hütete sich das Reich davor, die Bryan-Friedensverträge zu unterschreiben, die sich der amerikanische Aussenminister zur Konfliktvermeidung ausgedacht hatte. Es hätte sonst sein «bestes Asset» preisgegeben.

Wenn der Spiritus Rector der deutschen Liberalen, Friedrich Naumann, meinte: «Jede substantielle Revision des Globus zum deutschen Vorteil ergibt sich wahrscheinlich durch einen Friedensvertrag nach einem erfolgreichen Krieg»,² deutet dies mehr auf ein latentes Kriegsklima hin als auf den Ehrgeiz, den Frieden sicherer zu machen.

In gewisser Weise war der Friede nicht populär. Die politische Selbstisolierung Deutschlands in Europa wurde innenpolitisch als «aufgezwungen» verkauft – und war immer nur militärisch. Die multilateralen Versuche zur Friedenssicherung wie die Bryan-Friedensverträge ignorierte Berlin nach Kräften. Das Reich sah sein Heil auch nie in der Abrüstung. Die war nun wirklich nicht populär, sondern immer nur in seiner Aufrüstung.

Bezeichnenderweise wissen heute nicht einmal mehr Historiker in Deutschland, dass mit dem Reichstagsakten-Forscher Ludwig Quidde, einer der ihren mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Dass Deutschland es lieber mit dem Militarismus hielt, ist nicht besonders neu. Für diesen Sonderweg hat das Land schwer bezahlt. Und Europa ebenso.

1918 - der Weg zum Frieden beleuchtet eine kurze Etappe auf dem langen Weg Deutschlands. Das Buch zeigt, dass das Kaiserreich den westlichen Demokratien insgesamt deutlich unterlegen war.

Es zeigt weiter, dass erst die demokratischen Kräfte die Energie aufbrachten, sich aus dem Bann der Autokraten zu lösen (am Hof wie im Militär) und über den Waffenstillstand vom 11. November 1918 zum Frieden zu kommen.

«Revolutionen trafen nur besiegte Völker», meinte Marschall Ferdinand Foch zu Matthias Erzberger während der Waffenstillstandsverhandlungen.³ Diese Beobachtung hat etwas für sich. Siehe Russland, aber auch Deutschland oder Österreich-Ungarn. Die Demokratien nahmen Rücksicht auf die Bevölkerung; und sie hinterfragten die Leistungen der militärischen Führung. Erst die Parlamentarier wagten, an der alles kommandierenden OHL (Obersten Heeresleitung) zu zweifeln.

Die Regierungen in Paris und London setzten den gemeinsamen Oberbefehl durch und nahmen im Zweifelsfall selbst auf dem Schlachtfeld ihren Einfluss wahr. Georges Clemenceau - der fließend Englisch sprach - besuchte zur Freude der britischen Einheiten auch deren Frontabschnitte und «gerne unter Gefahr»,⁴ wie

Kabinettschef Henri Mordacq notierte. David Lloyd George dagegen machte um Schützengräben einen weiten Bogen. Er konzentrierte sich lieber auf seine Generäle.

Angefangen bei dem mit Intrigen vertrauten Field Marshal Douglas Haig (aus der gleichnamigen Whisky-Dynastie).

Die Generäle vom Wert eines gemeinsamen Oberkommandos zu überzeugen war harte politische Arbeit. Der Krieg fing militärisch an und hörte politisch auf. Aber unter Philippe Pétain kamen die französischen Streitkräfte auch taktisch weiter. Einschliesslich der vorangetriebenen «Mechanisierung des Krieges» und der maximal möglichen Substituierung der Infanterie durch die Mechanik. Dazu gehörte aber auch, die schwere Artillerie mit Traktoren zu ziehen. Alles in Erwartung der amerikanischen Einheiten. Dass sie französisches Material erhielten (75-mm-Feldgeschütz, Breguet-14-Flugzeuge, Panzer und gezogene Artillerie), überstieg die Kalkulationen der torpedierfreudigen deutschen Marineleitung. Die Heeresleitung wiederum erhoffte sich dank der U-Boote ein verhandungswilliges Grossbritannien. Heer und Marine erhofften sich mehr, als die Realität hergab. Die OHL und Erich Ludendorff waren grösste Hoffer.

Am Ende fing sich Italien und die Alliierten standen am Brenner. Sicher nicht zur Freude Bayerns. München musste sich in Berlin energisch wehren gegen den unbegründeten Verdacht, einen Separatfriedensvertrag auszuhandeln und vom Reich abzufallen.

So hatten sich der Kaiser und sein Kronrat das Ende sicher nicht ausgemalt, als sie sich 1914 zum Krieg

entschlossen. Wie auch das unzeremonielle Ende der Monarchie, die Abdankung des Kaisers und die Flucht nach Holland ausserhalb aller Überlegungen standen. Dabei war es mehr eine Flucht nach vorne gewesen. Am Anfang - vor 1914 - forderten Überrüstung, Überschuldung und Übermut ihren Tribut. Jacob Burckhardts Verdacht einer Aussenpolitik aus innenpolitischen Motiven wird davon sicher nicht widerlegt. Dass sich die Bevölkerung einwickeln liess, steht auf einem anderen Blatt.

Als Winston Churchill und Charles de Gaulle von einem dreissigjährigen Krieg sprachen, steckte der Zweite Weltkrieg noch in seinen Anfängen. Er wurde das lange Schlusskapitel des 1914 ausgelösten Konflikts. 25 Jahre nach den Kriegserklärungen an Russland und Frankreich im Jahr 1914 folgte 1939 der Überfall auf Polen. Bis zur bedingungslosen Kapitulation Deutschlands sollte es schliesslich knapp 31 Jahre dauern.

Diese drohende Aussicht einer bedingungslosen Kapitulation schwebte bereits 1918 über Deutschland. Die politischen Führer der USA, einflussreiche Republikaner im Senat wie Henry Cabot Lodge und weite Teile der Presse in den USA verlangten nichts anderes.

Auf deutscher Seite waren im November 1918 Heeresleitung, Parlamentarier und Regierung willens zu kapitulieren. So verzweifelt war die Lage. Einzig die in letzter Sekunde signalisierte Bereitschaft der Alliierten zum ersehnten Waffenstillstand ersparte dem Reich diesen Schritt. Dass der Versailler Vertrag tel quel auf den Waffenstillstandsbedingungen aufbaute, wissen höchstens einige Spezialisten.

Keine vier Wochen später begrüßte jedoch der SPD-Führer und nachmalige Reichspräsident Friedrich Ebert die paradierenden Truppen in Berlin mit seinem «Unbesiegt im Felde!» Der Feldmarschall Paul von Hindenburg fing den Ball dankbar auf und monierte vor dem Reichstag seine Dolchstosslegende. Kein Parlamentarier kam auf die Idee, dass der vormalige Generalstabschef mit dieser Erklärung nur vom eigenen Versagen ablenkte. Die Oberste Heeresleitung hatte die politische Führung ahnungslos gehalten. Das Notgeständnis des drohenden Zusammenbruchs hatte die Politiker komplett überrumpelt.

Als Opfer seiner eigenen Propaganda war Deutschland in den Krieg gezogen im Glauben, neidische Nachbarn hätten sich gegen das Reich verschworen. Um aus dem Krieg mit der Überzeugung zurückzukehren, den Sieg und zumindest Belgien verdient zu haben. Lieber noch Fürstenkronen. Das Baltikum dachte sich Berlin monarchisch und unter deutscher Kontrolle.

Gefangen in ihrer Verantwortlichkeitsleugnung vergab die Weimarer Republik die Möglichkeit für einen Neuanfang. Statt Frieden und Abrüstung dominierten Revision und heimliche Aufrüstung. Ohne die gründliche Vorarbeit der Weimarer Republik hätte das Dritte Reich nicht schon fünf Jahre später über eine kriegsbereite Armee verfügen können.

Der britische, leider früh verstorbene Historiker Tony Judt schrieb in seinem Buch *Postwar*, dass der Versailler Friedensvertrag kaum so schrecklich gewesen sein könne, wenn das Reich 20 Jahre später wieder Europa überfallen

konnte.⁵ Der schlechte Ruf des Vertrags ist eine der bleibenden deutschen Propagandaleistungen. Wie auch die Betonung einer alliierten Verantwortung für den Kriegsbeginn von 1914. Dieser Doppelmythos – nicht für den Krieg verantwortlich gewesen und im Felde unbesiegt zu sein – bildete den Humus für die alldeutsche Vaterlandspartei des Kaiserreichs und deren nationalsozialistischen Sprösslinge. Dies gilt auch für die finanzielle Seite des Vertrags.

Im Sinn Jacob Burckhardts spielten sicher die labilen Finanzen eine Rolle. Das Reich hatte sich vor dem Krieg schwer verschuldet. Die Wirtschaft steckte in einer scharfen Konjunkturkrise. Die Vorstellung einer fetten französischen Kriegskontribution hatte entschieden ihren Reiz.

Die Wurzeln der NS-Bewegung im Friedensvertrag von Versailles zu orten, ist bis heute ein intensiv gepflegter Nachkriegsmythos. Er bietet den grossen Vorteil der moralischen Entlastung vom Krieg und von der unglaublichen Verbrechensorgie bis hin zur Massenversklavung und zur industriell betriebenen Vernichtung missliebiger Minderheiten.

Das beliebte Frankreichfeindbild und ein unübersehbarer Hass auf Georges Clemenceau erleichtern die Vorstellung, dass die NS-Bewegung mit allen ihren Folgen im Grunde eine – weitere böse – Erfindung des französischen Ministerpräsidenten war. Quasi im Sinn einer Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln. Die Praxis sah anders aus. Paris ging immer wieder auf Berlin zu. Bis zur Akzeptierung der Militarisierung des Rheinlands.

Aber für diesen Nachkriegsmythos gib es einen prominenten Zeugen: John Maynard Keynes. Der Beamte der Treasury schrieb 1919 sein in Deutschland viel zitiertes Pamphlet *The Economic Consequences of the Peace*, eine Kombination von manifester Germanophilie, Antisemitismus, verletzter Eitelkeit (Keynes wurde in Paris wegen Illoyalität aus der britischen Verhandlungsdelegation geworfen), vor allem aber mit deutschem Propagandazahlenmaterial. Was seinem Erfolg höchstens entgegenkam.

Am 5. Oktober 2010 schrieb *Le Monde*: «La guerre de 1914 est enfin terminée ...». Am 3. Oktober 2010 zahlte Deutschland die letzten Schulden: 95 Millionen Euro. Das waren die Zinsen für Anleihen, die Berlin in den 1920er-Jahren aufgenommen hatte, um die Reparationen zu finanzieren.

Die Pariser Friedenskonferenz war aus europäischer Sicht ein erster wichtiger Anlauf zu Gewaltfreiheit und Selbstbestimmung. Die Gründung des Völkerbunds bildete den zentralen Teil des Versailler Vertrags. Für die Schweiz, der die Missachtung der belgischen Neutralität alles andere als gleichgültig gewesen war, boten sich neue Sicherheitsperspektiven. Sie trat dem Völkerbund bei. Sicher nicht nur deswegen, weil die Idee einer Zukunft ohne Krieg schlecht war, sondern auch um Gelegenheiten wie dem Attentat von Sarajevo vorbeugen zu können. Das Deutsche Reich entschloss sich 1914, sie zu nutzen. Wie der britische Diplomat Eyre Crowe bereits im Juli 1914 formulierte: «Es geht in diesem Kampf nicht um den Besitz Serbiens, sondern um Deutschland, das auf eine politische

Diktatur in Europa zielt, und die Mächte, die ihre individuelle Freiheit zu erhalten wünschen.»

Auch Wilhelm II. sah die Ursache für den Krieg nicht im Attentat. In seiner Thronrede vom 6. August 1914 führte der Kaiser aus: «Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reichs [...].» Eyre Crowe sah seine Freiheit gefährdet. Der Kaiser fand, man habe etwas gegen Deutschland. Damit widersprachen sie sich nicht einmal.

Dem Mediävisten Hermann Heimpel ist das Wort zu verdanken: «Die vornehmste Aufgabe der Geschichte ist die Gegenwart.» Er sagte es 1941 in seiner Strassburger Antrittsrede mit bemerkenswerter Offenheit. Insofern können andere Zeiten andere Akzente setzen, bis hin zu den demokratischen Leistungen der «Roten Marine». Den Kriegsbeginn betreffend wird es im Zweifelsfall heissen: «[...] weiss nur, wie er anfängt».

Dieses Buch konzentriert sich darauf, zu zeigen, wie er aufhört. Und dass sich die Demokratien im Krieg deutlich überlegen zeigten.

2

Die menschenopfernden Generäle auf der Suche nach einem Sieg

Im August 1915 notierte Wilhelm Groener, bei Kriegsende Ludendorffs Nachfolger an der Spitze der OHL (Obersten Heeresleitung) und von Hindenburg persönlich verlesen: «Das Gefühl der Unfähigkeit, zu einem Abschluss des Krieges zu gelangen, ergriff weite Kreise, von Falkenhayn angefangen [...]. In Berlin bildeten sich Klubs, zu denen Professoren und Staatsmänner gehörten, die die Verständigung mit England anstrebten und darum den Verzicht auf Belgien ausgesprochen wissen wollten. Diese Bestrebungen waren zweifellos von richtiger politischer und staatsmännischer Einsicht geleitet – aber der Einfluss der Kreise, die diese Einsicht hatten, war zu gering, um sich die Hoffnung auf einen Siegfrieden, zu dem nach alter Vorstellung Beute gehörte, durchzusetzen, und den Weg zur praktischen Durchführung ihrer Gedanken wussten sie wohl kaum. [...] So gingen wir eben dem neuen Unternehmen entgegen (Serbienfeldzug), das unsere allgemeine Lage verbessern sollte.»¹

Unter dem Datum vom 11. November 1915 bilanzierte der Generalmajor weiter: «Heute erhalte ich die Zusammenstellung der Verluste vom Anfang des Krieges bis Ende Oktober 1915. Über 15 000 Offiziere und über eine halbe Million Unteroffiziere und Mannschaften sind tot. Welch gewaltige Zahlen. Wie recht hatte Graf Schlieffen, der dauernd auf die Notwendigkeit für

Deutschland hinwies, den Krieg schnell zu beenden, also, wo man die Entscheidung suche, die ganze Kraft einzusetzen. Statt dieser schnellen Entscheidung – man mag es drehen, wie man will – die Niederlage an der Marne, weil man auf dem entscheidenden rechten Flügel zu schwach war. Alle Erfolge, die wir seitdem gehabt haben, können den ersten Fehler nicht wieder gut machen. Wir kämpfen uns durch weite Kriegsschauplätze und wissen nicht, wie man zum Frieden kommen soll, der den schweren Opfern entspricht.»²

Dies war die Erkenntnis der Ratlosigkeit. Der Frieden war nicht so ohne Weiteres erreichbar.

Wilhelm Groener, geboren 1867, hatte die Generalstabsausbildung an der Kriegsakademie in Berlin 1896 als Jahrgangsbester absolviert. Der Württemberger und Sohn eines bescheidenen Zahlmeisters war eine Ausnahmeerscheinung im preussisch dominierten Generalstab mit seiner unverkennbar feudalen Note. Helmuth von Moltke hatte ihn neben Erich Ludendorff als möglichen Chef der Operationsabteilung (Aufmarsch) ausgespäht, wies ihm aber schliesslich das Transportwesen und damit den Nachschub zu. Mit seinem ausgeprägten Verständnis für die Voraussetzungen der (modernen) Kriegsführung erwies sich Wilhelm Groener als die perfekte Besetzung. Sein ausgefeilter Mobilmachungsaufmarsch bestand im August 1914 die Bewährungsprobe glänzend.³

Der deutsche Angriff auf Frankreich mit dem Ziel der schnellen Vernichtung lief sich jedoch bereits Anfang

September 1914 – vier Wochen nach Kriegsbeginn – an der Marne fest.

Es war eine Krise für eine ganze Generation von Generalstäblern. Sie war auf den Plan ihres vergötterten Chefs Alfred von Schlieffen – «das Genie» – gedrillt worden und hatte keine Alternative. Der 1833 geborene Graf von Schlieffen hatte den Generalstab seines Nachfolgers Helmuth von Moltke (der Jüngere) von 1891 bis 1905 geleitet. Dessen unzeremonielle Ablösung am 13. September 1914 behob die Krise des deutschen Angriffs weniger, als dass sie sie kaschierte.

Wie Groener in seiner Analyse des Scheiterns an der Marne festhielt, «war unsere Führung wohl allen taktischen Anforderungen gewachsen, die an sie herantraten, nicht aber den operativen. Den Generalstab und die höheren Führer zu operativem Denken zu erziehen, war Schlieffens Ziel gewesen, aber die praktische operative Übung in grösserem Rahmen fiel im Frieden fast vollkommen aus. Vor eine solche Aufgabe wurde der Kommandierende General nur im Kaisermanöver gestellt, und das war ein- oder zweimal in seiner militärischen Laufbahn [...]. Es war unser Glück, dass auf der Feindseite der gleiche Mangel an operativem Blick herrschte wie bei uns. Joffre war kein grösserer Stratege als Moltke [...]. Nur in einem Punkt war der französische Generalissimus dem deutschen als Führer weit überlegen: er besass Energie und Selbstvertrauen.»⁴

Moltkes Nachfolger war der am Hof gern gelittene und ebenfalls im Schatten Schlieffens aufgewachsene Erich von Falkenhayn.⁵ Der neue Generalstabschef konnte gar nicht